

Ernst Fiechter

Autor(en): **Jegher, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **69 (1951)**

Heft 21

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-58867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stellen und wie glücklich, jugendlich erfrischend sich ein solch organisches Wachstum auf das Stadtbild auswirkt. Denn diese modernen Bauten sind ein ebenso ehrliches Bekenntnis zum Geiste der Zeit, wie es die barocke Kirche oder das Bürgerhaus der Renaissance ist. Ehrliches verträgt sich immer mit Ehrlichem, wenn auch die Gestaltung eine andere ist. Die Zeit wird kommen, da man in Oesterreich versuchen muss, den Anschluss an das Architekturgeschehen anderer Kulturstaaten wieder herzustellen. Diesen Anschluss zu finden ist eine dringende Aufgabe. H. Fehlinger, Salzburg

Ernst Fiechter

DK 92

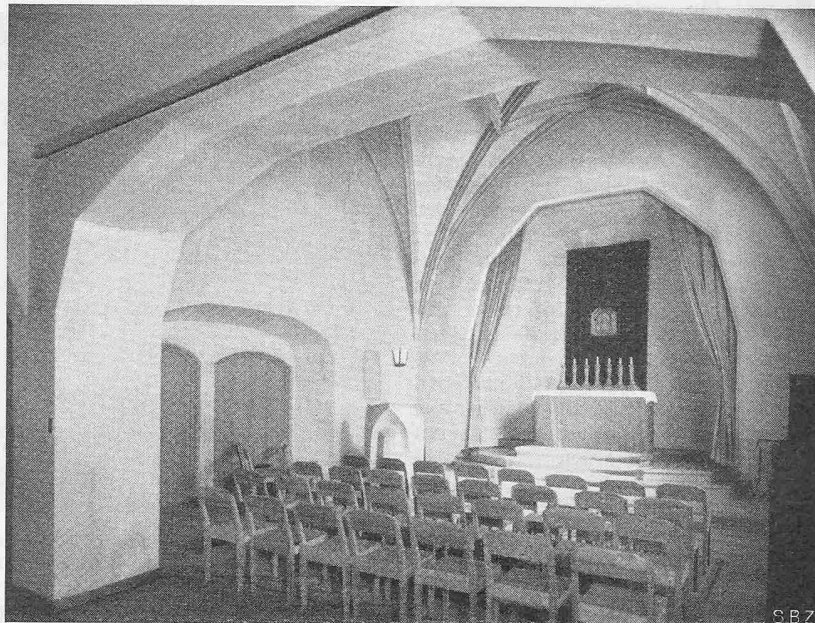
Ein Mensch und ein Schicksal werden uns in einem kleinen Büchlein¹⁾ nahegebracht, die es verdienen, dass besonders wir Schweizer uns darein vertiefen. Denn Ernst Fiechter, der 1875 geborene Basler, ist zwar 1937 in die Schweiz zurückgekehrt, in dem er seine Stellung als Professor an der Stuttgarter Technischen Hochschule aufgab, aber in den Fachkreisen seiner Heimat hat er nicht mehr Wurzel geschlagen. 1948 ist er in St. Gallen gestorben. Damals hat Peter Meyer hier vor allem seiner fachlichen Leistungen gedacht (SBZ 1948, Nr. 27, S. 383*); unser heutiger Blick in die genannte Biographie möchte nun auch den Menschen Fiechter nochmals in Erinnerung rufen.

Köstlich ist die Schilderung der frühen Jugend im Hause am Totentanz in Basel, wo der Vater als praktischer Arzt tätig war und die Mutter den Kindern die Freude an der Kunst, vor allem an der Musik, fürs Leben mitgab. Schon die Berufswahl brachte für den ältesten Sohn Ernst eine jener Entscheidungen, vor die er später so oft gestellt wurde, und die jeweils so nachhaltig seinen weiteren Lebenslauf bestimmten: er hätte Lehrer oder Theologe werden mögen, doch drängten die Verhältnisse (der Vater starb schon 1887) zu einem praktischen Beruf. Da seiner Mutter Bruder, E. Jung, in Winterthur ein Architekturbureau führte, wurde diese Laufbahn für Ernst besprochen. Die innere Stimme gebot ihm, sich zu fügen, er gehorchte und sein Studierenerfolg bestätigte aufs schönste die Richtigkeit der Wahl. Seine Studienjahre in München (1895—1900) waren zugleich Zeiten des Kunstgenusses, froher Ferienfahrten und bildender Freundschaften mit Altersgenossen und älteren, so mit Prof. A. Thiersch und mit K. Th. Meyer-Basel (dem Vater von Peter Meyer). Und, obwohl wir nirgends etwas davon lesen, dass im Elternhaus eine betonte Religiosität gepflegt worden wäre: bei alledem betätigte sich E. Fiechter in München als Sonntagsschullehrer und im CVJM.

1900, bereits als Assistent, erhält er den Auftrag, zu Ausgrabungen nach Aegypten zu fahren, und im nächsten Jahr wird er von Prof. A. Furtwängler (dem Vater des Musikers W. F.), der damals auf Aegina arbeitete, zu Ausgrabungen und Rekonstruktionen nach Griechenland gerufen. Da Fiechter jedoch diese Arbeiten nur in verlängerten Ferienmonaten ausführt und seine Assistentenstelle in München ihm immer mehr Arbeit bringt, vor allem auch durch die Ausführung von Bauaufträgen, entsteht in seinem Innern jedesmal ein harter Kampf um den richtigen Entschluss. 1906 wird er in München Privatdozent für Baugeschichte, 1904 war er zweimal und 1907 ist er nochmals in Griechenland, 1908 verheiratet er sich mit Frl. Paula Zollikofer aus St. Gallen.

1911, schon mit zwei Kindern gesegnet, erhält Ernst Fiechter gleichzeitig zwei Berufungen: als Professor für Baugeschichte und Bauformenlehre nach Stuttgart und nach Athen ins deutsche archäologische Institut. Er folgt der ersten, nicht leichten Herzens, und nicht wissend, was für einen Wendepunkt Stuttgart für die Familie bedeuten würde. «Zuerst erschienen die Verhältnisse klein: manches war enttäuschend nach der herrlichen Kunststadt München. Doch

1) **Ernst Fiechter.** Der Künstler, der Forscher, der Mensch. Erinnerungen, Briefe, Tagebücher, letzte Aufzeichnungen, verbunden und ergänzt von seiner Tochter Sophia Charlotte Fiechter. 96 S. mit 3 Abb. Stuttgart 1950, Verlag Urachhaus. Preis geb. 4 DM. In der Schweiz zu beziehen bei der Verfasserin, Dr. L. Fiechter, Lessingstrasse 10, St. Gallen (Postcheck IX 13583). Preis einschl. WUST Fr. 4.80.



Raum der Christengemeinschaft in Zürich, Untere Zäune 19, überwölbt im 15. Jahrhundert, zu seinem heutigen Zweck ausgebaut durch Prof. E. Fiechter im Jahre 1940

dann wurde alles immer mehr beglückend, so dass ich 1918 die Rückberufung nach München ablehnte. Stuttgart wurde zur neuen Heimat (wenn auch die Sehnsucht, in die Schweiz berufen zu werden, hie und da heraufschlug). Die Grösse, die wir von München her gewohnt waren, wurde hier durch Treue ersetzt; die Freudenlaute durch stille Hilfsbereitschaft gütiger Schwaben.» Fiechter hat sich tatsächlich in Stuttgart, wo er 1919—1936 auch Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege war und in dieser Stellung zahlreiche Arbeiten leitete, sehr gut eingelebt. Wenn es auch äusserlich aussieht, als ob ihn die reine Archäologie zur glanzvolleren Laufbahn geführt hätte, so hat doch seine Dozententätigkeit an inneren Werten mehr als den Ausgleich für diesen Verlust geschaffen. Aus der Biographie vernehmen wir, wie viel er durch die vertrauende Güte, durch das immer wache, nie repetierende Vortragen des Stoffes seinen Studenten geben konnte.

Kaum waren die Stürme des Krieges verweht, so trat jenes innere Ereignis an Ernst Fiechter heran, das noch stärker an seinem Leben rüttelte und den Anfang einer noch tieferen Umstellung bedeutete, als sie seine bisherigen Entschlüsse von ihm verlangt hatten: er lernte Rudolf Steiner und seinen Kreis kennen, insbesondere F. Rittelmeyer, den Begründer der Christengemeinschaft innerhalb der anthroposophischen Gemeinde. «Was seine Vorträge offenbarten, wurde aufgesogen wie der Regen von trockenem Boden.» Die im gleichen Geist geleitete Schule, der Fiechter seine Kinder anvertraute, war das Band, das ihn 1923 in Stuttgart hielt, als die früher sehr ersehnte Berufung an die ETH bei ihm eintraf. Zugleich bekräftigte die Ablehnung des Rufes nach Zürich Fiechters Entschluss, «alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um der Anthroposophie zu helfen.» Rascher als er wohl dachte, sollte ihn dies in Konflikt mit der Fachwelt bringen: in der Diskussion um den Neubau des Goetheanums in Dornach setzte er sich vehement für Steiners Projekt ein. Dass Fiechter, der sich so intensiv mit Tempeln und Theatern des klassischen Griechenland befasste, der manche Kirche Schwabens restauriert hatte, dieser Bauaufgabe gegenüber eine so revolutionäre Stellung einnahm, das wurde nicht verstanden. Man kann denn auch heute seinen Argumenten, die er hier in Bd. 85, S. 88* (14. Febr. 1925) darlegte, noch nicht folgen, wenn man Peter Meyers Antwort (Bd. 85, S. 89) dagegen hält; aber man versteht ohne weiteres, dass der Mensch Fiechter keine andere Haltung einnehmen konnte, da er einmal von der Anthroposophie erfüllt war: in der Glut des Glaubens an das kommende Neue, für das der Tempelbau ein Gefäss sein sollte, schmolz für ihn die Verbindlichkeit der antiken Formenwelt wie im Tiegel dahin, und Fiechter glaubte, dass in Dornach der neue, dem Beton gemässe Stil geboren werde. Damit hatte er für Dornach Wesentliches erkämpft, zugleich aber das Band mit der Hochschule zu lockern be-

gonnen. Mehr und mehr trat die priesterliche Aufgabe in seinem Leben in den Vordergrund; was er seinen Schülern bisher durch Bauformenlehre gegeben hatte, begann er durch unmittelbare Seelsorge all denen mitzuteilen, die sich von dem gütigen, beweglichen und hilfsbereiten Menschen angesprochen fühlten. Diese Wandlung kam 1937, mit der Weihe zum Priester der Christengemeinschaft, zum Abschluss.

Noch im gleichen Jahr zog Fiechter nach Zürich. Sein Vaterland empfing ihn nicht mit offenen Armen. Hatte er in Stuttgart eine lebendige, warmherzige Gemeinde um sich gehabt, so fand er hier Kritik, Misstrauen, Lauheit. Seine Tätigkeit als Priester der Christengemeinschaften in der Schweiz, denen er, nach vierzigjährigem Reifen, sein Bestes geben wollte, war darum eher eine Bewährungsprobe als eine Erfüllung seiner Sehnsucht, es war ein neues Kämpfen, Gedulden, Vertrauen und Reifen. In dieser Zeit entstand auch sein letztes Bauwerk, das wir hier abbilden (ausser diesem hat er aber auch noch mehrere denkmalpflegerische Arbeiten in der Schweiz durchgeführt). Zeugt es nicht für eine seltene Frische des Geistes, dass er in seinen letzten Lebensjahren noch eine eigene Uebersetzung des Lukas- und des Johannes-Evangeliums geschaffen hat?

Mit menschlichen Massstäben gemessen, war Ernst Fiechters Leben nicht so «erfolgreich», wie man sich die Laufbahn eines Grossen vorstellt. Es war Stückwerk — aber Stückwerk im Sinne von 1. Kor. 13, 9-13. Vielleicht liegt gerade darin ein Zeugnis dafür, dass er immer wieder, sein «Ich» selbstlos zurückstellend, die Kompassnadel beobachtete, die in unserm Inneren liegt, und die ein empfindliches und untrügliches Instrument ist. In dem Mass, wie es uns gelingt, unsern Weg nach dieser Nadel zu bestimmen, werden wir zum Werkzeug des göttlichen Willens, und darin liegt die Erfüllung unserer wahren Bestimmung.

W. J.

Aluminium-Kongress 1951

DK 061.3 : 669.71(494.34)

Der vom Verein Schweizerischer Aluminium-Industrieller mit Unterstützung der Interessengemeinschaft der Schweizerischen Aluminium-Hütten-, Walz- und Presswerke vom 8. bis 10. Mai 1951 im Kongresshaus in Zürich durchgeführte Kongress stellte als Ganzes eine ausserordentlich eindruckliche Kundgebung für die grosse wirtschaftliche Bedeutung und die mannigfache technische Verwendungsmöglichkeit des Aluminiums dar. Schon ein Gang durch die im Erdgeschoss veranstaltete Ausstellung überzeugte den Besucher von der hervorragenden Stellung, die dieser verhältnismässig sehr junge Baustoff auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Tätigkeit einnimmt. Die geschickte Anordnung und sorgfältige Auswahl der Ausstellungsgegenstände erregte den Wunsch nach sachlicher Aufklärung, so dass man die Vortragssäle mit einer wohlthuenden Spannung betrat, und so für die Aufnahme des dort in Wort und Bild Gebotenen aufs beste vorbereitet war.

Im einführenden Referat wies der Präsident des Vereins Schweizerischer Aluminium-Industrieller, G. Steck, auf die im August 1887 durch Emil Huber-Werdmüller, Leiter der Maschinenfabrik Oerlikon, und Gustave Naville, Leiter der Firma Escher Wyss & Co., in Zürich erfolgte Gründung der schweizerischen metallurgischen Gesellschaft hin. Diese Männer riefen das erste elektrolytisch arbeitende Aluminium-Unternehmen Europas, in Neuhausen am Rheinfluss, ins Leben. Dieser Schritt war ausserordentlich kühn, bestand doch damals nur ein unerprobtes Patent für die Elektrolyse von Tonerde, und war man doch über die Verwendungsmöglichkeiten noch völlig im unklaren. 1918 betrug die Aluminiumerzeugung der Welt 180 000 t pro Jahr, heute übertrifft sie mit 1,25 Mio t volumemässig bereits jene von Kupfer, und man hofft, sie in drei Jahren, wenn die in USA, Kanada und Europa beschlossenen Vergrößerungen der Produktionsanlagen durchgeführt sein werden, auf 2,5 Mio t steigern zu können. Zu dieser gewaltigen Entwicklung trug vor allem die Legierungstechnik bei, dank der das für viele Anwendungsgebiete zu weiche Reinaluminium in einen Baustoff umgewandelt werden konnte, dessen Festigkeitseigenschaften denen des Flusstahls nahe kommen. Hinzu tritt die heute hochentwickelte Verarbeitungstechnik: Walzen, Pressen, Giessen, Schmieden, Schweißen, Oberflächenbehandlung und Aluminiumpulverfabrikation, ferner die wissenschaftliche Erforschung der Festigkeitseigenschaften, die es dem Konstrukteur ermöglicht, die Sicherheit seiner Konstruktionen

zuverlässig zu berechnen und ihre Zweckmässigkeit zu beurteilen. Damit sind die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Verwendung des Aluminiums auf den verschiedensten Gebieten geschaffen.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt handelt es sich nun um die Orientierung der Verbraucher über die ihnen gebotenen Anwendungsmöglichkeiten und über die dabei zu verfolgenden Richtlinien. Wohl ist festzustellen, dass sich ein gewaltiges Anwendungsgebiet im Flugzeugbau sowie im Leichtbau von Fahrzeugen aller Art aufgetan hat, das die Verbrauchssteigerung der letzten Jahrzehnte massgebend mitverursachte. Aber es zeigt sich, dass in neuester Zeit die Anwendungsgebiete beginnen, sich nach verschiedenen Richtungen wesentlich auszuweiten, und sich damit Erzeuger und Verbraucher vor neue Aufgaben gestellt sehen. Die Veranstalter des Kongresses haben versucht, diese Aufgaben zu zeigen und bereits verwirklichte Lösungen bekanntzugeben. Sie haben dabei die Organisation so getroffen, dass die Verbraucher selber zum Worte kommen, um über ihre Probleme und ihre Erfahrungen zu berichten. Hierdurch ergab sich eine wohlthuende Atmosphäre, die von Vertrauen und Offenheit getragen war und in entscheidendem Masse zum guten Gelingen der ganzen Veranstaltung beitrug. Zweck dieser Mitteilungen war Anregung zu eigenem Forschen, nicht Nachahmung. Jeder Verbraucher muss sich selber durch eigene Versuche Klarheit verschaffen, wofür er Leichtmetall anwenden soll, welche Legierung sich eignet und wie er bei der Konstruktion und bei der Ausführung im einzelnen vorzugehen hat. Dabei sind zu berücksichtigen das gegenüber Stahl rund dreimal kleinere Gewicht, die Rostfreiheit, die hohe Leitfähigkeit für Elektrizität und Wärme, das anders geartete Rückstrahlvermögen bei Wärme und Kälte, der stabile Preis und die reichliche Inlandversorgung in Zeiten der Mangelwirtschaft.

Im Lager der Produzenten arbeiten Forscher und Werbengeingenieure an der Verbesserung der Materialeigenschaften und der Verarbeitungsmethoden. Neue Legierungen mit Festigkeiten höher als Flusstahl sind entstanden, die Pulvermetallurgie geht an die ersten Anwendungen und erreicht bereits höhere Wärmefestigkeit. Die elektrische Schweißung unter einer Schutzhülle von Helium oder Argon eröffnet neue Möglichkeiten. Die elektrische Widerstandsschweißung und das Stumpfschweißen haben im Bau von Fahrzeugen und im Bauwesen neue Anwendungen gefunden. Das Kleben von Metallen mittels Kunstharzen beginnt sich in der Praxis einzubürgern. Das anodische Oxydieren ist zu einer vollkommenen Technik entwickelt worden. Die künstliche Oxydschicht kann mit Kunstharzen imprägniert, gefärbt und lichtempfindlich gemacht werden.

Bei der Anwendung von Aluminium ist ein volkswirtschaftlich wichtiger Gesichtspunkt zu beachten. Wie Stahl und Eisen, müssen auch alle Buntmetalle aus dem Ausland eingeführt werden. Gegenwärtig beträgt die jährliche Einfuhr 30 000 t Kupfer, 17 000 t Blei, 15 000 t Zink, 3000 t Nickel und rund 2000 t Zinn. Die Versorgungslage für diese Metalle ist unsicher, ihre Preise sind stark schwankend, und Mangelzeiten wirken sich auf ihre Märkte besonders scharf aus. So ist es trotz gewaltigen Preissteigerungen immer noch nicht möglich geworden, unsere Versorgung für die nächsten Jahre sicherzustellen. Demgegenüber verfügen wir über eine eigene Aluminiumerzeugung, die als wichtigsten Rohstoff einheimische hydroelektrische Energie verwendet, sowie über eine hochentwickelte Verarbeitungsindustrie mit einer totalen Jahreserzeugung von annähernd 30 000 t, die ihre Preise stabil hält. Von dieser Menge ist mehr als die Hälfte für den Export bestimmt.

Die Vorträge, die mit geringfügigen Aenderungen nach dem in der SBZ 1951, Nr. 16, S. 230 veröffentlichten Programm stattfanden und gut besucht waren, brachten in eindrucksvoller Weise die grosse Mannigfaltigkeit der Verwendungsmöglichkeiten des Aluminiums zur Darstellung. Da die Verbraucher selber referierten, fehlte durchaus der Propagandacharakter. Der Fachmann erhielt auf manche Frage aus seinem engeren Wirkungskreise Antwort und zudem vielerlei Anregungen aus verwandten Gebieten. Die grosse Offenheit, mit der wertvolle Erfahrungen bekanntgegeben, zweckmässige Konstruktionen gezeigt und über interessante Verarbeitungsverfahren berichtet wurde, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Wer sich einen allgemeinen Ueberblick verschaffen wollte, kam voll auf seine Rechnung. Man spürte die Entwicklungslinien deutlich heraus und bekam